

gehendste Anpassung an die Landesgebräuche verlangte), und sie zu offenem Vertrauen den Oberen gegenüber zu bewegen, da nur so die einzelnen wirksam zur Vollkommenheit emporgeführt und vor Gefahren geschützt werden könnten.

\*

Valignanos hohe Absicht in der Anlage und Pflanzung der japanischen Kirche geht aus dieser doppelten Beurteilung des japanischen Charakters (seiner natürlichen Veranlagung und seiner Eignung für das christliche Vollkommenheitsideal) erneut

hervor. Pflege und Stärkung seiner edelsten Seiten strebte er an. Um dieses Ziel im Rahmen des Missionswerkes zu erreichen, beobachtete und prüfte er unablässig, mit großer Liebe, aber auch mit klarem Blick. Die Niederschrift seiner Beobachtungen, das Summarium mit seinen Zusätzen, zählt dank ihrer klaren, psychologisch feinen Übersicht und dank der Bedeutung dessen, der sie aufzeichnete, zu den wichtigsten Schilderungen des japanischen Volkscharakters aus der Zeit des ersten europäisch-japanischen Kulturaustausches.

## BEI DEN AUSSÄTZIGEN IN AGUA DE DIOS

Von Annemarie Hermes

Es ist erst gegen 9 Uhr morgens, und noch ist es angenehm frisch am mächtig dahinbrausenden Rio Bogotá, der die gesammelten Wasser der Hochfläche der Ostkordillere dem Rio Magdalena zuführt. Riesige Laubbäume werfen ihre dunklen Schatten in die eilig fließenden Wellen. Vor einigen Wochen stürzte die Brücke ein, die über den Fluß führte; so müssen wir warten, bis die Boote, die jetzt das Übersetzen besorgen, ihre Waren am andern Ufer ausgeladen haben, um uns aufnehmen zu können. Nur mit einem Lendenschurz bekleidet, Kopf und Nacken durch ein Tuch vor der unbarmherzigen Tropensonne geschützt, steuert der Ferge jetzt den Einbaum über die schwarze Strömung. Wie Charon, der die Seelen über den Strom des Vergessens bringt, erscheint der kräftige braune Fährmann, der uns jetzt seine Hand reicht, um beim Einsteigen behilflich zu sein. „Hier ziemt es sich, daß alle Hoffnung sterbe“, — der Vers aus Dante will mir nicht aus dem Sinn, wie wir am Rande des schwankenden Einbaums sitzend zur „Stadt der Schmerzen“ übersetzen.

Wir befinden uns auf dem Wege nach Agua de Dios, dem Dorf der Aussätzigen. Die deutschen Salesianerpatres, ihre Seelsorger, luden uns ein; wir erhielten in der Hauptstadt Bogotá ohne Schwierigkeit die notwendige Erlaubnis zu diesem Besuch, und jetzt, am Vigiltage von Weihnachten, während in der Heimat alle Herzen und alle Hände eifrig sind, den Heiligen Abend vorzubereiten, steigen wir in der wachsenden Glut der Tropensonne den steilen Flußhang hinauf, um Pater Kühn, wie verabredet, an der Polizeistation zu treffen.

Wir müssen etwas warten. Die Beamten legen freundlich auf die Bank vor ihrem blumenumstandenen Haus eine saubere Zeitung, damit wir unsere frische weiße Kleidung nicht beschmutzen. Vor uns spielen einige Eidechsen, große, schön gezeichnete Tiere. Papageien fliegen von den Palmen ins Dornengestrüpp. — Wir haben Zeit, uns ins Gedächtnis zurückzurufen, was wir von der Lepra in

Kolumbien und dem Aussätzigendorf Agua de Dios wissen.

Wenn auch neuere Forscher es bestreiten, wird allgemein angenommen, daß der Conquistador dieses Landes, Gonzalo Jiménez de Quesada, dem nach unendlichen Mühen der Aufstieg in das wohlbebaute Land der Chibchas gelang, der erste Aussätzige Kolumbiens war. Er soll die unheimliche Krankheit als mütterliches Bluterbe aus seiner südspanischen Heimat in die neue Welt gebracht haben. Schon er suchte bei den Heilquellen des nahegelegenen Ortes Tocaima, wo wir die Nacht zubrachten, Linderung.

Nachrichten über eine weitere Ausbreitung des Aussatzes während der spanischen Herrschaft fehlen, so daß man annimmt, er habe sich erst im vorigen Jahrhundert von dem nordöstlich gelegenen Departement Santander, wo sich sein Hauptherd in Kolumbien zu befinden scheint, über das übrige Land ausgebreitet. Die Lepra, wie so viele Krankheiten, gedeiht in einer Umgebung von Hunger, Schmutz und Elend am besten. Die vielen Bürgerkriege, die das Land nach seiner Lösung von Spanien verheerten, schufen die besten Voraussetzungen für ihre Verbreitung, wie die drei Jahrzehnte Frieden und der sichtliche wirtschaftliche Aufstieg in den letzten zehn Jahren, die Möglichkeit einer wirksamen Bekämpfung in sich tragen.

Es gibt etwa 6—7 tausend Aussätzige in den „Lazarette“ — nach Lazarus, dem Schutzpatron der Leprosen — genannten drei Aussätzigendörfern Agua de Dios, Contratación und Caña de Oro. Ein Gesetz verpflichtet den Staatsbürger, jeden verdächtigen Kranken der zuständigen Gesundheitsbehörde anzuzeigen. Nach genauer Untersuchung des Falles wird eine Überführung des als aussätzig Befundenen in eines der drei Lazarette angeordnet. Wenn es sich um nicht offene Lepra handelt, kann der Kranke unter Umständen in der Familie bleiben, wenn die häuslichen Verhältnisse eine strenge Isolierung gestatten. Aber Ko-



kolumbien ist groß, mehr als doppelt so groß wie Deutschland, und noch ist es unmöglich, die Durchführung dieses Gesetzes streng zu überwachen. Es ist somit ausgeschlossen, die Zahl der Aussätzigen, die sich in den Hütten der Gebirge oder in den Familien verbergen, genau abzuschätzen.

Im Jahre 1871 entdeckte der norwegische Arzt Dr. Hansen den Leprabazillus. In dasselbe Jahr fällt auch die Vertreibung der Aussätzigen aus Tocaima, wo sich eine größere Anzahl von ihnen ansässig gemacht hatte, und ihre Niederlassung in dem „Agua de Dios“ genannten Landstrich. Hier gab es nichts, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Palmen und Gestrüpp lieferten das Material zu den ersten Hütten, der Regen das „Gotteswasser“, mitleidige Anwohner weit verstreuter Ortschaften die ersten Nahrungsmittel. Durch die Ansammlung der Aussätzigen an einem Ort, der keine Möglichkeiten der Selbsthilfe bot, wurde ihre Existenz plötzlich zu einem öffentlichen Problem. Die Wohltätigkeitsorganisation Bogotás griff tatkräftig ein und sorgte durch fast 20 Jahre für die notwendigsten Bedürfnisse der Kranken.

Die Furcht vor Ansteckung, die hierzulande, vor Entdeckung des Leprabazillus, nicht sehr groß gewesen zu sein scheint, verhinderte aber dann doch eine wirklich durchgreifende Fürsorge für die Aussätzigen von Agua de Dios, die ein trauriges, verlassenes Leben führten. In der Geschichte des Ortes, die ein Aussätziger schrieb, der 50 Jahre dort zubrachte, wird dankbar einiger Geistlicher gedacht, die immer wieder den Mut aufbrachten, den Kranken die Tröstungen der Religion zu bringen; wird von Missionen erzählt, die die Jesuiten von Bogotá bei ihnen hielten; findet ein leprakranker Arzt, der mit seiner gesunden Frau im Ort lebte und seine Brüder im Elend brüderlich pflegte, den dankbarsten Nachruf. Aber alle Hilfe und alle Fürsorge stieg nicht für dauernd hinab ins heiße Tal der Schmerzen. Die Erleichterung, die sie brachte, ging vorüber, und die Hunderte, bald schon Tausende von Kranken lebten für sich, den Schmerzen des Leibes, den noch schwerer zu tragenden Stimmungen ihres gereizten Nervensystems ausgeliefert, ohne in ihrer Mitte die Stelle zu haben, die immer bereit war, Rat und Hilfe zu geben.

Im Jahre 1891 beauftragte der Erzbischof von Bogotá den Geistlichen Dr. Leopold Medina, während der Kar- und Ostertage den Kranken von Agua de Dios in der neuen Kapelle des Ortes Gottesdienst zu halten. Beim Verlassen des erzbischöflichen Palais traf er einen der erst seit einem Jahr in Kolumbien arbeitenden Salesianer. Teilnehmend fragte ihn Pater Miguel Unia, ob er krank sei, er sehe so schlecht aus. „Krank nicht“, war die Antwort, aber die Angst vor einer möglichen Ansteckung in Agua de Dios mache ihn zittern. So

erfuhr der künftige Apostel der Aussätzigen, daß es Leprakranke in Kolumbien gab.

Wenige Wochen nach jener Begegnung am Portal des erzbischöflichen Palais war Pater Unia als Kaplan in den Rancho (Hütte) eingezogen, der so für viele Jahre zum Pfarrhaus von Agua de Dios wurde. Die Aussätzigen wurden seine Kinder, die ihm mit rührender Dankbarkeit weit über das Grab hinaus seine Liebe und Hingabe vergelten. Nur wenige Jahre war es ihm vergönnt, bei seinen „geliebten Kindern“ zu arbeiten. Sein schwer angegriffener Gesundheitszustand zwang seine Vorgesetzten, ihn nach Italien zurückzurufen, wo er starb.

Seine Ordensbrüder griffen sein Werk auf. Pater Crippa, Pater Variaga, die er selbst noch in die Arbeit eingeführt hatte, setzten sie fort, und der Obere des Ordenshauses in Bogotá, Pater Rabagliati, machte die Organisierung der Aussätzigenfürsorge in Kolumbien und den Kampf gegen die weitere Ausbreitung der furchtbaren Krankheit zu seiner wichtigsten Aufgabe. Seine Genossenschaft gab ihn für diese Arbeit frei. Um sich bei Dr. Hansen, der ersten Autorität im Kampf gegen die Lepra, zu unterrichten, reiste er nach Norwegen. 20 Jahre lang zog er im Land umher, Reden haltend, Almosen sammelnd und für alle Bedürfnisse der nun schon in drei Lazaretten gesammelten Aussätzigen sorgend — um schließlich seine zweite Heimat verlassen zu müssen, weil seine, vielleicht zu rührige Propaganda „Kolumbien als das Land der Aussätzigen im Ausland hinstellte, was doch nicht der Wahrheit entspreche, und dem nationalen Ansehen schade“.

In den drei Lepradörfern arbeiteten seine Ordensbrüder ruhig weiter. 1909 kamen die ersten Deutschen nach Agua de Dios, der Westfale Karl Backhaus und der Rheinländer Peter Kühn, beide damals noch Kleriker. 1913 wurde Pater Melotte, als erster Deutscher, Direktor des Lazarett, und mehr und mehr übernahmen unsere Landsleute die Arbeit bei Aussätzigen. —

Endlich kommt ein offenes Auto. Pater Kühn springt heraus und reicht uns herzlich die Hand. Hinter ihm taucht die lange Gestalt des blonden holländischen Klerikers van Galen auf. Wir fahren mit den Geistlichen durch das grüne Tal, dessen Stachelakazien und Kakteen anzeigen, wie trocken und heiß das Klima hier ist — Wüstenklima, das beste Klima für die Aussätzigen. Nur langsam kommen wir mit Pater Kühn ins Gespräch; das energische Gesicht und die gütigen Augen verraten mehr als seine Worte. Auf der halben Höhe des jenseitigen Berges liegen zwei größere Anstalten. „Das sind Asyle für die gesunden Kinder kranker Eltern, von Schwestern geleitet“, erklärt er uns. „Die Schwestern arbeiteten selbst mit, sie zu errichten. Wir Salesianer haben in Guadalupe auch ein



Heim für gesunde Knaben von Aussätzigen, aber die wenigsten Eltern geben ihre Kinder her, um sie in gesunder Umgebung zu erziehen. Sie werden ja selbst sehen, daß die Kindererziehung zu den schwierigsten Problemen in Agua de Dios gehört.“

Wir kommen in den Bannkreis der Ortschaft. Auf einer Anhöhe liegt ein größeres Haus, dem man den amtlichen Charakter ansieht. Hier ist die staatliche Lazarettverwaltung untergebracht; hier wohnen die Ärzte und ist auch die Polizeistation, die unseren Erlaubnisschein kontrolliert. Das Aussätzigendorf ist rings von einem Stacheldraht umgeben; die sechs Tore werden streng bewacht. Täglich kommen etwa 120—160 Gesunde nach Agua de Dios, um die nötigsten Bedarfsartikel ins Dorf zu bringen. Auf der Steinbank unter dem alten herrlichen Baum treffen sich Kranke mit ihren gesunden Angehörigen. Zweimal im Jahre dürfen Eltern, Ehegatten und Kinder ihre Lieben im Dorf besuchen.

Wir fahren in die Dorfstraße ein. Es ist eine Ortschaft, wie alle in Kolumbien sind. Nur die Hauptstraße ist gepflastert, in den Seitenstraßen wirbelt der Wind den feinen Staub in Wolken auf. Die Häuser sind sauber weiß getüncht, aber meist sind es nur Ranchos mit Palmstroh bedeckt; an vielen steht: „Eigentum der Nation“. In einem dieser Häuser erhalten die bedürftigen Kranken ein Zimmer mit Bett nebst 40 Centavos Verpflegungsgeld täglich von der Regierung. Viele Kranke sind von gesunden Familienangehörigen begleitet, die mit ihnen im selben Zimmer hausen. Da 40 Centavos für den Unterhalt einer Familie nicht ausreichen, werden die Kinder häufig anstatt in die Schule zu besser gestellten Kranken in Dienst geschickt. Bei dem rührenden Familiensinn der Kolumbianer wird eine grundsätzliche Trennung der Kranken von ihren gesunden Angehörigen nur schwer zu erreichen sein, abgesehen davon, daß die Beschaffung des notwendigen Pflegepersonals für die vielen Tausende von Kranken nicht einfach wäre. So wächst die Ortschaft immer mehr an. Heute zählt sie etwa 10 000 Einwohner, wovon fast die Hälfte Gesunde sind.

Wie in allen Dörfern ist die Hauptstraße von Läden eingesäumt. Es wird gekauft und gehandelt wie überall. Da sehen wir in einem Laden, wie eine Frau einem jungen Mädchen bunten Seidenstoff abmißt, dort spielen Männer in einem Café Billard, vor der Tür seiner Werkstatt sitzt der Schneider und näht an einem weißen Rock. Aus der Schusterei klingt leises Klopfen. Der Ort würde einen ganz normalen Eindruck machen, wenn nicht die ungewohnte Überfüllung der Straßen, das Herumlungern müßiger Menschen an Ecken und Haustüren am Morgen eines Werktages als Besonderheit auflebe.

Der Mangel an Arbeit ist, wie Pater Kühn sagt,

die schlimmste Krankheit in diesem Krankendorf. Viele der Aussätzigen sind arbeitsfähig, eine größere Anzahl fast voll arbeitsfähig, aber da die meisten vom Lande stammen, gibt es für sie hier keine Tätigkeit. Zwar besitzt die Regierung größere Ödländereien, angrenzend an die Dorfgemarkschaft, aber nur wenig davon wird an Kranke verpachtet. So sind sehr viele Arbeitskräfte nicht ausgenutzt. Der Ort bringt nur wenig für den eigenen Bedarf hervor und ist gezwungen, den zugelassenen Händlern den geforderten Preis zu zahlen.

Wir biegen auf die große Plaza ein, deren höher gelegene Seite Kirche und Pfarrhaus einnehmen. Die „Kathedrale von Agua de Dios“ nennen die Kranken die Pfarrkirche, die, so groß und luftig gebaut, Platz für 6000 Menschen hat. Pater Maximilian Burger aus Durach in Bayern, der so manche Kirche in Kolumbien baute, machte die Pläne auch für diese Kirche während seiner Seelsorgetätigkeit in diesem Ort. Als seine unerschöpflich scheinende Energie zum Aufbau der zweiten Leprasiedlung, Contratación, gebraucht wurde, übernahm Pater Kühn ihre Vollendung. Pater Burger starb vor drei Jahren plötzlich aus der Fülle seiner Arbeit heraus. Trotz schwerer Herzanfälle erfüllte er alle seine gewohnten Pflichten treu bis zum Tag vor seinem Tod. Nachdem er noch an seinem Todestag selbst die heilige Messe gelesen hatte, bereitete ein Herzschlag seinem starken und tapferen Leben ein plötzliches Ende.

Wir halten vor dem Pfarrhaus und steigen die wenigen Stufen hinauf. Es ist nicht mehr der Rancho, von dem uns Pater Backhaus erzählte. Es ist luftig und geräumig gebaut und lehnt sich mit den beiden Flügeln an die Kreuzarme der Kirche. Die beiden deutschen Patres, Paul Mengel und Jakob Stahl, begrüßen uns freundlich. Sie bieten uns eine Erfrischung an und rücken Stühle in den schattigen Hof zum Plaudern. Die Patres Kühn und Mengel sind sehr schweigsam, desto mitteilbarer Pater Stahl, der lebhaftes Münchener, Pater Santiago, wie er hier genannt wird, der erst seit einem Jahr in Agua de Dios ist, nachdem er vorher in Contratación gearbeitet hat. Am liebsten erzählt er von der Indianermision im Urwald Ecuadors, wo ihn die herrliche Natur in unvorstellbarer Üppigkeit ganz in Bann gezogen hatte.

Wir sprechen über den Aussatz. Über die Art der Krankheitsübertragung gehen die Meinungen weit auseinander. Sicher ist, daß sie sich von Mensch auf Mensch überträgt, so sehr die Kranken selbst es leugnen. Oft kann der Infektionskeim jahre-, vielleicht jahrzehntelang im Blut verborgen bleiben, ehe plötzlich häufiges Nasenbluten und wechselnde Fieberanfälle den Ausbruch der Lepra anzeigen. Die wissenschaftliche Erforschung der Krankheit wird dadurch erschwert, daß es noch nicht gelang, sie auf Tiere zu übertragen. Wahr-



scheinlich macht in den häufigsten Fällen eine Blutkrankheit den Körper aufnahmebereit für die Infektion; es kann die hier so verbreitete Malaria sein, ist aber wohl meist eine venerische Krankheit. Aus ihren Erfahrungen heraus nehmen die Patres eine Veranlagung für den Aussatz an, die häufig eine Generation überspringt. Sie glauben nicht an eine Heilbarkeit, selbst wenn alle Anzeichen für Jahre verschwinden sollten. Allgemein verbreitet ist in Agua de Dios die Ansicht, daß die Lepra sich nur von Mann auf Mann und Frau auf Frau übertrage, da eine Infektion von Eheleuten noch nicht beobachtet wäre.

„Wie schützen Sie sich denn vor Ansteckung?“ fragen wir die Herren. „Wir haben keine Angst und überlassen die Zukunft dem Herrgott“, ist die Antwort. Sie sprechen nicht gern davon, daß schon mehrere ihrer Patres angesteckt wurden.

Pater Knoop, der Westfale, der trotz schwerster Malaria in Caña de Oro arbeitete, reiste nach Deutschland zur Erholung. Als rätselhaft sieher Mann lebte er in seiner Familie, bis ein Besuch im Tropeninstitut nach eineinhalb Jahren die gefürchtete Gewißheit brachte: aussätzig! Mehrere Jahre lebte er in strengster Isolierung in Essen-Borbeck, bis eine Lungenentzündung ihn erlöste. Die Krankheit hatte seinen Körper zerfressen, hatte sein Augenlicht umnachtet, aber sie hatte seinen Geist zu wunderbarer Klarheit und Heiterkeit im gebrauchten Opfer reifen lassen.

Außer dem Deutschen sind die italienischen Patres Santinelli und Pirali und der Kolumbianer Baena am Aussatz gestorben, während Pater Prospero Massari, ein Italiener, und der Kolumbianer Pater Angel Cuenca noch dahinsiechen.

Im allgemeinen scheint es aber, daß die Deutschen die meiste Widerstandskraft haben. Pater Paul Mengel arbeitet schon seit 1907, Pater Peter Kühn seit 1909 mit Unterbrechungen bei den Aussätzigen. In Contratación sind Pater Franz Engstler 20, Pater Peter Mittermeyer 15 Jahre in ihrer Pfarrei der Leprosen. Pater Backhaus war 9 Jahre in den verschiedenen Lazaretten. Die Patres Joseph Knapp und Zagst, die Kleriker Julius Mihm, Heinrich Schwarz und Johannes Elsakers opferten Jahre ihrer Jugend den Ärmsten der Armen.

Immer wieder hören wir aus dem Gespräch der Herren, daß die Krankheit im allgemeinen in Agua de Dios nicht in der furchtbarsten Form auftritt wie z. B. in Contratación, dank dem heißen, trockenen Klima. Wir fragen, wie sie sich denn äußere. „Das ist ganz verschieden“, werden wir unterrichtet. „Es gibt mehrere Arten von Lepra, und jede tritt anders auf. Bei Hautaussatz brechen Geschwüre und Beulen auf, die manchmal mit Schmerzen verbunden sind, häufig nicht. Auch die nervöse Lepra, die, wenn sie in reiner Form auftritt, nicht zu Geschwüren führt, zeigt sich fast immer

zuerst durch eine merkwürdige Unempfindlichkeit kleinerer und größerer Körperteile an. Die Patres wissen seltsame Geschichten hiervon zu erzählen. Der eine stand dabei, wie ein alter General sich das lang herunter wuchernde Ohr vor einem Spiegel mit einer Schere wieder in die richtige Form stutzte, ohne etwas zu spüren oder Blut zu verlieren; der andere sah, wie eine Frau das befallene Fingerglied mit einer Zange abkniff.

Die Arbeit der Ärzte beschränkt sich meist nur auf die Verabfolgung von Injektionen und Blutuntersuchungen. Die Behandlung der Geschwüre besorgen die Kranken selbst oder Heilgehilfen, die auch Aussätzige sind. Nur ein geringer Prozentsatz der Kranken ist überhaupt in ärztlicher Behandlung, aber alle kurieren an sich selbst herum. Die drei Apotheken, die es außer der staatlichen noch im Ort gibt, machen gute Geschäfte. Begreiflicherweise ist die Lepra das Gesprächsthema in Agua de Dios. Jahrzehntlang schleppen sich die Kranken mit dem Aussatz herum, ja sie behaupten, er wirke lebensverlängernd. Sie erblinden, die Glieder faulen ab, aber sie sterben meist an einer andern Krankheit, die auch sonst Gesunde zum Tode führt. So verschieden die äußern Symptome sind, bei dem einen mageren die Gliedmaßen ab bis auf die Knochen, bei dem andern schwellen sie an, daß von Elephantiasis gesprochen wird, eines ist allen gemeinsam: die unerhörte nervöse Reizbarkeit und das häufig gestörte seelische Gleichgewicht.

Die Patres gehen in die Häuser und pflegen die Kranken; sie helfen, wo sie können, in allen wirtschaftlichen und familiären Nöten, aber ihre Hauptaufgabe sehen sie darin, diesen nervösen und oft verzweifelnden Menschen den seelischen und geistigen Halt zu geben. „Wir würden in einer Kolonie der Selbstmörder leben“, sagt Pater Kühn, „wenn die Leute nicht so katholisch wären“. Wir denken: wenn die Patres nicht stunden- und stundenlang, vor hohen Festen bis zu 16 Stunden, im Beichtstuhl saßen. — Nun muß man wissen, daß in Kolumbien nur die Frauen beim Beichten hinter dem Gitter knien, die Männer knien vor dem Geistlichen, der seinen Arm um ihre Schulter legt und sein Ohr dicht an ihren Mund bringt. Diese Sitte ist auch im Lepradorf nicht geändert. „Die Leute müssen fühlen, daß wir ihre Freunde sind und dürfen unter keinen Umständen den Eindruck haben, daß wir uns fürchten.“ Dabei ist der Geruch aus dem Mund der Aussätzigen oft kaum zu ertragen. „Mit der Zeit gewöhnt man sich auch daran“, meinen die Patres, aber in den Häusern und an den Krankenbetten stecken wir uns doch gelegentlich eine Zigarre an, obwohl wir Salesianer sonst nicht rauchen.“ Selbst in der furchtbaren Hitze, die hier jahraus jahrein ohne Abkühlung herrscht, tragen die Herren aus zarter Rücksicht auf die Kranken schwarze Wollsutannen, die un-



praktisch und unhygienisch sind. In den Geistlichen von Agua de Dios sollen sie den Pfarrer der Heimat wieder finden, der sich frei und freundschaftlich ihrer annimmt und dessen Äußeres sie nicht an Krankheit und Angst vor Ansteckung erinnert.

Während wir uns mit den Herren unterhalten, kommen dauernd Leute aus dem Dorf mit irgend einem Anliegen ins Pfarrhaus. Immer ist einer abgerufen, wenn auch meist Pater Agudelo, der einzige Kolumbianer, sprungbereit ist, um seinen Konfratres das Plaudern mit den Landsleuten zu ermöglichen. Es ist Heiliger Abend, und die Erwartung des Festes liegt in der Luft. Es ist eine der Hauptaufgaben der Seelsorge in Agua de Dios, die kirchlichen Feste mit Vorbereitung und Nachfeiern so großartig wie möglich zu gestalten, um den Kranken andere Gedanken als das Grübeln über ihr Befinden oder über den lieben Nächsten zu geben, und ihnen ein höheres Ziel zu zeigen als die Pflege ihres Körpers. Der größte Teil der Pfarrgemeinde setzt sich aus Analphabeten zusammen, nach diesen muß sich die Gestaltung des Gottesdienstes richten. Nur durch sinnliche Anschauung können diese primitiven Menschen zu einer Ahnung des Übersinnlichen gebracht werden. „Es ist zwar nicht immer liturgisch einwandfrei, wie wir hier die Feste feiern“, meint Pater Kühn, „aber es ist richtig so.“ Prozessionen und ähnliche Veranstaltungen spielen eine große Rolle im Gemeindeleben, und die deutschen Patres passen sich in der Form, wie sie Gott den Menschen nahebringen, ganz dem Verständnis ihrer Pfarrkinder an.

Gern erzählt Pater Backhaus von diesen Festen in den Aussätzigendörfern. Selbst seine robuste westfälische Gesundheit litt unter den Anstrengungen dieser Arbeit, aber sein Humor blieb immer siegreich. „Wir Deutschen sind gut für die Aussätzigen“, pflegt er zu sagen, „weil wir das Lachen nicht verlernen; ohne Lachen kann man es dort nicht aushalten.“ Wenn ich mir die Geistlichen ansehe, die im Kreis um uns sitzen, meine ich bei allen, trotz des ernststen Ausdrucks, einen heiteren Zug im Gesicht zu entdecken. Der schweigsame Pater Kühn verleugnet nicht den rheinischen Frohsinn, dem noch schweigsameren Pater Mengel blitzt gelegentlich der Schalk aus den Augen, und der mitteilsame Pater Stahl lacht häufig fröhlich auf. An der andern Seite des Hofes geht Pater Agudelo auf und ab. Immer wieder betonen die deutschen Herren, wie gut er sei; man sieht ihm an, wie er unter dem Leid um sich herum mit leidet. Er kann sich nicht mit einem herzhaften Lachen entspannen. So versteht man die verhältnismäßig geringe Anzahl kolumbianischer Geistlicher in den Lazaretten. Sie können es dort seelisch nicht aushalten und sind körperlich anscheinend sehr viel stärker der Ansteckung ausgesetzt als die Europäer.

Wir gehen zum Speisezimmer an dem großen

Vogelhaus vorbei. Schnell lockt Pater Kühn seine Lieblinge, die zutraulich anflattern; dann gießt uns Pater Agudelo Alkohol über die Hände. Mit den Geistlichen und uns sitzt ein alter Spanier am Tisch, der mit rührender Aufmerksamkeit jedesmal aufsteht, wenn er glaubt, uns einen kleinen Dienst erweisen zu können. Durch die offene Tür sehen wir eine Nonne im grauen Leinenkleid mit schwarzem Schleier hin und her gehen. Man kann erkennen, mit welcher Sorgfalt das einfache, köstliche Essen bereitet ist.

Das Gespräch ist lebhaft. Ich sitze sehr schweigsam, von einer Erinnerung aus dem Krieg tief gepackt. Ich sehe mich in dem zerschossenen Dorf Ennetières die vielen Stufen zum Unterstand hinunter steigen. Es ist heute ruhig an der Front, und ich bringe Liebesgaben. Die Höhle tief unter der Erde weitet sich zu einem Raum, in dem am rohen Tisch 10 erdgraue Männer sitzen mit erdgrauen Gesichtern. Eine Kerze steht auf dem Tisch, Kommißbrot hängt an einer Schnur von der Decke. Jeden Augenblick kann der Alarmbefehl kommen, jeden Augenblick können die Granaten auf die Stellung niederheulen. Ich bin im Kreis der Männer, die bereit sind, um der höchsten Pflicht willen jeden Augenblick in den Tod zu gehen. — Mir will scheinen, daß ich heute im Kreis derselben Männer bin. Sie stehen in der vordersten Front. Keiner weiß, ob er nicht schon den Keim der furchtbaren Krankheit in sich trägt. Sie sind dem höchsten Befehl gefolgt, ihr Leben für ihre Brüder zu opfern. — „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Ehe wir zur Besichtigung gehen, taucht eine Etikettefrage auf. Ich habe nur meinen riesigen, breitrandigen Tropenhut da, die alte Sitte aber, daß Frauen nur mit einem Kopftuch oder Schleier in die Kirche gehen dürfen, wird hier von dem einfachen Volk streng befolgt. Schweigend verschwindet Pater Agudelo in seinem Zimmer und kommt mit einem neuen weißen Seidentuch wieder. Mutter oder Schwester mögen es ihm zu Weihnachten geschenkt haben. Er leiht es mir als Kopftuch; so können wir nun in die Kirche gehen.

Pater Burger nutzte bei seinen Plänen das Gelände so aus, daß die beiden Querbalken des großen lateinischen Kreuzes, das die Grundform der Kirche bildet, auf gleicher Höhe mit dem Hauptaltar liegen. Hier ist der Platz für die Männer, während das große Hauptschiff Frauenkirche ist. Die großen offenen Fenster sind durch bemalte Ornamente gegliedert, deren Außenseite Wellblech ist. Pater Kühn ist selbst ganz glücklich über die von ihm gefundene Lösung, die den Luftzug sehr begünstigt, was bei der Art der Pfarrgemeinde und bei dem heißen Klima ungeheuer wichtig ist.

In der Kirche knien Männer und Frauen im stillen Gebet. Eine Frau breitet, wie es hier üblich



ist, die Arme aus. Die Finger an den Händen sind abgefault. Vor einer Seitenkapelle stehen Kinder und bewundern die Krippe, die mit Bergen und Schluchten, Wasserfällen und wilden Tieren wohl ein Kinderherz entzücken kann. „Sind sie alle krank?“ fragen wir. Pater Kühn schaut sie sich an. „Wohl nicht alle. Sehen Sie sich diese Jungen an mit aufgedunsenen Gesichtern ohne Augenbrauen, die sind aussätzig; die andern könnten noch gesund sein.“ — „Wie kann man aber nur die gesunden Kinder mitten unter den kranken hier im Ort lassen?“ „Es werden ja schon gesunde Kinder kranker Eltern in Heimen außerhalb des Ortes untergebracht, aber da es vorläufig noch kein Gesetz gibt, das berechtigt, den Eltern in den Aussätzigendörfern die Kinder fortzunehmen, kann man nicht viel machen. Die Unterbringung der Aussätzigen in einem Dorf, wie hier, mit freiem Leben innerhalb der Absperrungsgrenzen, ist an sich die mildeste Form der Isolierung, trägt aber den großen Nachteil in sich, daß die Kinder die Krankheit der nächsten Generation weitergeben. Richtig wäre es, gesonderte Heime für Männer und Frauen einzurichten; noch aber sträubt sich der Familiensinn der Kolumbianer dagegen, diese für sie besonders harte Form der Isolierung der unglücklichen Leprakranken durchzuführen.

Vor der Kirche wartet ein Auto auf uns, und zwar ein Auto mit einem gesunden Fahrer, dem Pater Kühn die Erlaubnis erwirkte, uns heute zur Verfügung zu stehen. Wir fahren durch die staubigen Straßen des Ortes. Strahlend im tiefsten Blau, wölbt sich der Himmel über uns, Palmen wiegen sich in der leichten Brise. Abseits der Hauptstraße liegen die Häuschen eingebettet in leuchtende Blüten. Die roten Weihnachtssterne stehen in dichten Gebüsch zusammen. Mauern und Wände sind überwuchert von der Pracht der Bугanvillos. In all dieser blühenden und wuchernden Üppigkeit, jetzt kurz nach der Regenzeit, möchte man vergessen, wo man sich befindet.

Wir kommen zum Hospital San Rafael, durchschreiten den Hof mit seinen leuchtenden Blumen und begrüßen die Oberin, die uns freundlich entgegenkommt. Sie ist eine zierliche, kleine Erscheinung, Mutter Ana del Pilar, die Schwester oder nahe Verwandte des früheren Präsidenten Restrepo. Zwei leibliche Schwestern sind hier Oberinnen in verschiedenen Krankenhäusern; diese hier steht schon 42 Jahre lang im Dienste der Aussätzigen. Ihrer Initiative verdankt die Pflege der Kranken in den Heimen viel, verdankt die Erziehung der Mädchen fast alles, was geleistet wurde. Mit großer Ehrfurcht gehe ich an der Seite der freundlichen Nonne durch die Krankensäle. Immer wieder bedankt sie sich für die Ehre unseres Besuches. Die vier großen Pavillons sind so in Kreuzform gebaut, daß sich in der Mitte, allen sichtbar, eine Kapelle

befindet, in der jetzt eine große Krippe aufgebaut wird. Nur wenige Kranke liegen in den Betten; wie wir an ihnen vorbeigehen, verbergen sie ihre Gesichter, aber der Geruch, der uns entgegenschlägt, verrät, wie es um sie steht. Es ist alles sehr einfach, aber peinlich sauber. Bett steht neben Bett, vom Nachbar nur durch einen Nachttisch getrennt.

Wir durchschreiten ein Tor und befinden uns in einem andern Teil der weitläufigen Anlage, dem Asilo de las Mercedes, wo die Schwestern 47 kranke Mädchen betreuen. Es scheint Pause zu sein. Die Kinder kommen an uns vorbei; sie sehen fröhlich und gepflegt aus, aber die gedunsenen Gesichter voller blauer Flecken, dieselben Flecken an Armen und Beinen, lassen uns erkennen, was ihre Zukunft sein wird. Wir sehen noch, wie sie sich im Garten zerstreuen und munter zu spielen beginnen. Die Oberin begleitet uns zum Ausgang. Wir kommen an freundlich für unsern Gruß dankenden Frauen vorbei. Sie sitzen zusammen mit Handarbeiten beschäftigt im schattigen Hof, das Mal des Aussatzes an Gesichtern und Armen tragend. Mutter Ana del Pilar winkt uns herzlich nach, wie wir weiter fahren. Das Aussehen des Geistlichen scheint sich verwandelt zu haben; war er bis jetzt lebenswürdig, aber sehr schweigsam, so wird er jetzt heiter, und wie er den Kindern über die Haare streicht, wie er Männer und Frauen grüßt, strahlt er eine solche väterliche Güte aus, daß wir plötzlich auch nicht mehr das harte lateinische „Pater“ gebrauchen, sondern ihn unwillkürlich mit dem weichen spanischen „Padre“ anreden.

Das Lazarett San Vicente ist das ärmste von allen. In ihm liegen die Schwerstkranken; ihm ist auch die Station für die Geisteskranken angeschlossen. Bei Frauen kann das Nervensystem dem Druck der Krankheit häufig weniger standhalten als bei Männern. Die Trennung von den Familien, die Sorge um Mann und Kinder läßt sie oft seelisch ganz zusammenbrechen.

Pater Stahl geht im Hof auf und ab. Es ist gleich Andacht, und er wird die Heiligabendpredigt für die Frauen halten. Wir gehen in das kleine, luftige Sprechzimmer. Die Oberin bringt Zitronenwasser, das wir bei der Hitze dankbar annehmen; so warten wir auf den Anfang der Andacht. „Warum gehen wir nicht zu den Kranken?“ frage ich mich innerlich. Pater Kühn liegt in einem Schaukelstuhl und unterhält sich mit einem kleinen Jungen, der bei seinem Kommen gleich aufsprang. Mir wird klar, daß er nicht will. Vielleicht wurde es ihm angst und bange, wie er uns so ohne Angst zu den Betten der Kranken treten sah, wahrscheinlicher aber kommt mir vor, daß er die Scheu der Frauen bemerkte, die ihre entstellten Gesichter vor den Fremden verbargen; die zarte Rücksicht auf sie hält ihn nun zurück, uns in die Krankensäle zu führen. Der kleine Junge stellt sich auf die Kniee



des Geistlichen. „Schau, Padre, falte ich die Händchen richtig? Der Daumen macht ein ganz schönes Kreuz. Eigentlich könnte ich doch jetzt gleich bei dir beichten.“ Strahlend dreht sich das Kind zu uns um. „Ich darf heute nacht zur ersten heiligen Kommunion gehen!“ Dann beginnt es leise den Kehrreim zu singen, der in der Weihnachtszeit in allen Kirchen und Kapellen des Landes erklingt: „Komm in unsre Herzen, komm und zög're nimmer.“ „Komm in unsre Herzen, komm und zög're nimmer“, stimmt Kleriker van Galen ein, der Musiker der Salesianer.

Unterdessen hat der Gottesdienst in der schönen Kapelle angefangen. Ich nehme wieder meinen großen Strohhut ab und lege das schöne weiße Seidentuch des Pater Agudelo über die Haare. Pater Stahl predigt über den Text: „Und sie fanden keine Herberge.“ Es war eine gute Predigt, eine ergreifende Predigt, wenn man an die Zuhörerinnen denkt, eine Predigt, die uns die vielen fröhlichen Gesichter erklärt, die wir hier in den Lazaretten gesehen haben.

„Jetzt geht es nach San Boyaca zu den Männern“, sagt Pater Kühn, „eigentlich heißt es Boyaca, aber die Männer dort sind so fromm und ordentlich, daß ich schon mit Recht San Boyaca sagen darf.“ Auch hier führt uns Pater Kühn nur in das Sprechzimmer der Oberin und in die Kapelle, und zwar auch wieder nur in den Altarraum. Eine große, schöne Krippe ist aufgebaut. Am Harmonium sitzt eine Schwester und übt mit einigen Kranken Weihnachtslieder ein. Da die Leute weder lesen noch schreiben können, geschweige denn Noten kennen, singt sie ihnen Satz für Satz vor, und mit heiseren Stimmen wiederholen die Kranken ihn. In den Bänken sitzen einige Männer, dicht bei uns ein alter Neger mit ganz zerfressenem Gesicht, in das Beten des Rosenkranzes vertieft. Auf dem Rückweg schauen wir in einen Krankensaal hinein. Einige Männer stehen vor der Tür. „Also denn, gesegnete Weihnachten!“ ruft ihnen Pater Kühn zu, „heute nacht kommt der Heiland zu uns allen, können wir uns überhaupt etwas Besseres wünschen?“ Die Leute grüßen freundlich zurück.

Nun halten wir am Hospital Hernán Restrepo.

Es wurde auf Initiative der Patres für gesunde Mädchen gebaut, steht aber jetzt leer. Es soll zu einem modernen Konsultationshaus für die Ärzte eingerichtet werden. Alles ist noch im Entstehen, aber die kostbaren ärztlichen Hilfsmittel deutschen Fabrikates sind schon da. Es sind Säle für schwerkranke Männer und Frauen bestimmt, und ein altes Schwesterchen zeigt uns voll Stolz die Schränke, die einmal ihre Wäsche aufnehmen sollen. Noch stolzer ist sie aber auf ihre Krippe. „Wir sind nur zwei Altchen hier“, erklärt sie uns. „So machen wir es uns so schön wie möglich.“ Ach, diese rührende Krippe! Da haben die zwei alten Nönnchen

aus Zeitschriften alle möglichen Tiere und Figuren ausgeschnitten, süßlicher Nippes steht zwischen Löwen und Bären und künstlichen Blumen; es ist so viel Gemüt und Liebe zum Schmuck der Krippe zusammengetragen, daß wir ganz gerührt stehen bleiben, das Meisterwerk zu bewundern.

Auf unserer weiteren Fahrt durch das Dorf kommen wir am Hospital Carrasquilla vorbei, wo die Sprech- und Behandlungszimmer der Ärzte untergebracht sind. Dann lassen wir eine kleine Kapelle links oben liegen, mit dazugehöriger Priesterwohnung für aussätzige Geistliche bestimmt. Augenblicklich leben zwei hier, die, soweit es ihnen möglich ist, in der Seelsorge mitarbeiten.

Vor dem großen Kino halten wir, das, schön und luftig gebaut, eine Bühne und ein Klavier hat, um auch Konzerte veranstalten zu können. Filme kommen nur in unregelmäßigen Zeitabständen hierher; da wir das bedauern, meint Pater Kühn: „Arbeit wäre besser als Kino, aber Arbeit gibt es hier nicht.“ Wie wir herausgehen, umringt uns eine Schar von Jungens, die erschreckende Zeichen von Aussatz an Gesicht und Gliedmaßen tragen.

Unsere Rundfahrt endet wieder auf der Plaza. Rechts liegt die Markthalle, groß und luftig gebaut. Zweimal in der Woche ist Markt, dann bieten die Landleute, nur durch den Ladentisch von den Kranken getrennt, diesen ihre Waren an und nehmen das Lazarettgeld in Empfang, das sie in der Verwaltung gegen die üblichen Pesoscheine umtauschen können.

Wir meinen am Ende unserer Besichtigung zu sein, aber nun kommen noch die beiden Einrichtungen, die den Patres am meisten am Herzen liegen. Dem Pfarrhaus gegenüber liegt das Asilo Miguel Unia. Es ist ein großer, zweistöckiger Bau, sehr weitläufig in Hufeisenform gebaut, den die Salesianer aus Geldern, die sie bei den Kindern Kolumbiens sammelten, errichtet haben, um ihrer eigentlichen Aufgabe, der Jugenderziehung, nachkommen zu können. Hier wurden die Knaben von Agua de Dios gesammelt, gesunde und kranke, um sie zu nützlichen Menschen zu erziehen. Ein an sich sehr richtiges Gesetz, das aber nicht mit den örtlichen Verhältnissen von Agua de Dios rechnet, verbot nach einigen Jahren segensvoller Arbeit im Asilo Miguel Unia die Erziehung von gesunden und kranken Kindern im selben Gebäude. Damit würde die Arbeit unmöglich gemacht, und heute liegt die ganze Anstalt leer da und wartet darauf, irgendwie einmal wieder ihrer Bestimmung zurückgegeben zu werden.

Im Nachbarhaus wohnen „unsere Schwestern“, wie Pater Kühn sagt. 1905 baten einige fromme Mädchen hier im Ort, in eine geistliche Genossenschaft zusammengeschlossen zu werden. Pater Luis Variara, der Nachfolger des Aussätzigenapostels Miguel Unia, ein Italiener, gründete so die Ge-



nossenschaft der heiligen Herzen. Es dürfen nur Kandidatinnen aufgenommen werden, die selbst leprakrank sind oder von kranken Eltern stammen. Aussätzige Schwestern anderer Genossenschaften können aufgenommen werden. Die Regel ist, mit den notwendigen Änderungen, der Regel des weiblichen Zweiges des Salesianerordens angepaßt, und die Schwestern sind ganz in die Familie des heiligen Don Bosco aufgenommen. Sie pflegen leprakranke Waisenknaben und haben somit eine wichtige Aufgabe in der Gemeinschaft übernommen. Tief ergriffen von dem Gedanken, selbst aussätzige Mädchen in einen Orden aufzunehmen, fragte ich Pater Kühn, ob viele Kandidatinnen einträten. „Es haben immer nur wenige echten Klosterberuf“, war die ernste Antwort.

Am Eingang des Hauses erwartet uns die Oberin im grauen Leinenkleid mit freiem Hals. Es ist dieselbe Schwester, die uns das köstliche Mittagessen bereitet. Sie macht einen frischen, frohen Eindruck, hat aber die verdächtigen blauen Flecken am Hals. Wie sie uns durch ihr Reich führt, ruft sie immer wieder aus: „Welche Hitze, man schwitzt wie ein Filter!“ Sie denkt wohl kaum daran, daß diese trockene Hitze, bei der die Kranken dauernd schwitzen, der Grund ist, warum die Lepra hier meist nicht in den furchtbarsten Formen auftritt. In der Kapelle knien einige Schwestern aufrecht auf ihren Stühlen. Wir bewundern zuerst die Krippe. Mit Bergen, Flüssen und Dörfern ist sie so in den Altarraum hineingebaut, daß der Altartisch unter dem Stall von Bethlehem steht, in dem Maria und Joseph schon das Jesuskind erwarten. „Es sollte ja nicht so sein“, meint Pater Kühn, „aber es macht allen wochenlang so viel Freude.“ Beim Herausgehen aus der Kapelle schauen wir den betenden Schwestern in die Gesichter. Sie sind vollständig vom Aussatz zerfressen. Im Garten spielen Jungens fröhlich unter der Aufsicht einer Nonne. Kinder und Schwester — Leprakranke! Auf der Straße schäkern einige junge Mädchen,

hübsch und zierlich gekleidet, mit einem jungen Mann — Aussätzige. Ein Backfisch läuft herbei und bittelt Pater Kühn an: „Padre, schenken Sie mir doch eine Medaille, bitte, bitte!“ Dann geht sie ab, murmelnd: „Diese verfluchte Lepra, nun bin ich schon 8 Monate hier, die Geschichte könnte endlich aufhören.“

Im Pfarrhaus wird uns zum Abschied ein Gläschen Wein geboten, dann gehen wir auf die Plaza. Einige Autos stehen dort, die von Aussätzigen gefahren werden. Ein Mann kommt auf einem Fahrrad vorbei, zwei junge Leute lassen ihre schönen Pferde tänzeln; Mulas werden mit Lasten vorbeigetrieben. Es ist alles wie in einem andern Dorf auch. Ein eleganter Herr im weißen Tropenanzug steht an der Ecke. „Kommen Sie, wir wollen Sie bekannt machen; es ist Maestro Luis Calvo, der bedeutendste Musiker und Komponist Kolumbiens.“ Wir werden vorgestellt. Das feingebildete Gesicht des Mannes ist von blauen Beulen entstellt, die sich im offenen Hemdkragen verlieren. Wir machen unsere Verbeugung aus der Entfernung, Herr van Galen aber geht auf seinen berühmten Kollegen zu und umarmt ihn nach Landessitte herzlich. Maestro Luis Calvo ist eine der angesehensten Persönlichkeiten von Agua de Dios. Mit Instrumenten, die die Salesianer in Europa besorgten, schuf er aus den musikalischen Leuten des Ortes ein Orchester, das, sich selbst und allen Kranken zur Freude, fleißig musiziert.

„Freude bringen, das ist die Hauptsache.“ Das war ungefähr das letzte, was ich von Pater Kühn bei unserer Abfahrt hörte.

Wir fuhren sehr schweigsam nach Tocaima zurück, zutiefst ergriffen von dem Leid, das wir gesehen, fast mehr noch von dem gelebten Christentum der Patres und Schwestern, die uns heute, am Weihnachtstag, dem Fest der Liebe, die erschütterndste Predigt vor den vielen Krippen des Aussätzigendorfes gehalten hatten.

## UMSCHAU

### INIGO LÓPEZ DE LOYOLA

#### Ein Überblick über die neueste Ignatiusliteratur

So und nicht anders lautet der Name des baskischen Adligen, aus dem ein Heiliger wurde: Inigo López de Loyola. Nach dem Brauch der Zeit pflegte man dem Taufnamen einen zweiten zuzufügen, der die Güte des adeligen Stammbaums anzeigte; in der seit dem zwölften Jahrhundert auf Loyola hausenden und baskischem Uradel entstammenden Familie war der Name López seit dem Jahre 1221 gebräuchlich. Untadelige Herkunft also, aus stolz behütetem Blut. Nichts von all dem, was man bis in unsere Tage über Namen und Rasse des Inigo phantasiert hat, hält stand vor der

schlichten Unbestechlichkeit der Dokumente. Er hieß nicht Recalde und er war kein „germanisch-maurisch-baskisch-jüdischer Mischling“<sup>1</sup>. Es ist irrig, wenn man aus seiner Familie eine verarmte, etwas herabgekommene Sippe von Bauernadel macht<sup>2</sup>. Die Loyola ge-

<sup>1</sup> G. Lomer, Ignatius von Loyola. Vom Erotiker zum Heiligen (Leipzig 1913) 22. — K. Hardig, Die Exerzitien, das erfolgreichste katholische Erziehungssystem (Leipzig 1939) 5.

<sup>2</sup> So in dem wertlosen und jüdisch aufgezogenen Ignatiusroman „Flamme aus Spanien“ von G. Weill (Amsterdam 1936). Aber auch in ernst zu nehmenden Ignatiusbiographien kehrt diese falsche Auffassung immer wieder.